

Salomon Rizzo führt aus dem Genf des 16. Jh. bekannte Fakten zur Kirchenzucht weiter ins 17. und 18. Jh. und zeigt so allmähliche Veränderungen auf, die, wenn die Entwicklung auch nicht linear vorstättenging, so doch mehr und mehr sichtbar wurden. – Graeme Murdock stellt die Haltung der Gemeindeglieder zu Exkommunikation und Kirchenzucht in Ungarn dar und fragt nach deren Effizienz und sozialer Bedeutung. Er kommt zu dem Ergebnis, dass sich Pastoren, Älteste und die meisten Gemeindeglieder über Kirchenzucht und Buße einig waren. – Margo Todd bemerkt in Bezug auf die schottische Kirche, dass die Exkommunikation nur sehr selten durchgeführt wurde, was auch andere Beiträge schon betont hatten. Todd fragt nach den Gründen und nennt als die beiden wichtigsten, dass der Kirchenrat die Exkommunikation lediglich als letztes Mittel anwenden wollte und ihre religiösen und vor allem sozialen Konsequenzen sehr ernst nahm.

Die Beiträge des vierten Teils konzentrieren sich auf französische Gemeinden. Edwin Bezzina führt in die Geschichte der reformierten Kirche von Loudun ein und zeigt die Bedeutung ihres Kirchenrats auf. – Didier Poton stellt in aller Kürze den Neuaufbau einer reformierten Gemeinde im 18. Jh. dar. – Françoise Moreil untersucht die Durchführung der Kirchenzucht in vier Gemeinden im südlichen Frankreich und in Orange. Die zahlreichen Beispiele werden kategorisiert geordnet und die Bedeutung der Kirchenzucht als soziales Ordnungsinstrument herausgearbeitet. – Anhand des Fallbeispiels Sainte-Marie-aux-Mines, einer bilingualen multikonfessionellen Gemeinde, demonstriert Michelle Magdelaine abschließend in einer detaillierten Studie Handlungsrahmen und -möglichkeiten des Kirchenrats in solch einem schwierigen Umfeld.

Zusammenfassend ist die gemeinschaftsbildende Funktion zu unterstreichen, die der Kirchenzucht in vielen Beiträgen beigemessen wird. Einige der Autoren betonen zudem, dass der größte Teil der Gemeindeglieder den Kirchenrat in seinen Handlungen und Ansichten unterstützt habe. In diesem Zusammenhang ist allerdings darauf hinzuweisen, dass sich viele der Beiträge mit Gemeinden in anderskonfessionellem bzw. gemischtkonfessionellem Umfeld beschäftigten. Nur selten gab es einen Landesherrn, der die Gemeinden direkt unterstützte. Die Einheitlichkeit, die bei aller Betonung der Unterschiede zwischen den Gemeinden und Situationen beim Lesen der Beiträge ins Auge springt, mag auch dieser häufig ähnlichen historisch-(kirchen)politischen Situation geschuldet sein.

Mainz

Judith Becker

Peter Niederhäuser (Hg.): *Ein feiner Fürst in einer rauen Zeit*. Der Konstanzer Bischof Hugo von Hohenlandenberg, Zürich: Chronos 2011, 200 S., ISBN 978-3-0340-1081-8.

Bischof Hugo von Hohenlandenberg gehört zu den bekannteren und bedeutenderen Konstanzer Bischöfen, allein schon deshalb, weil in seinen langen Episkopat (1496–1532) der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit und insbesondere die Einführung der Reformation in seiner Bischofsstadt und weiteren Städten seiner Diözese fallen. Die ältere, vielfach veraltete Literatur über Hugo von Hohenlandenberg kreist denn auch um seine Haltung gegenüber der Reformation, mit der er anfänglich sympathisierte und die er später bekämpfte. Eine moderne Monographie, welche die weiteren Aspekte im Handeln Hugos gleichberechtigt behandelte, fehlt. Der anzuzeigende Aufsatzband ging aus einer Veranstaltungsreihe der Volkshochschule Winterthur und einer Tagung des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung aus Anlaß des 550. Geburtstages Hugos hervor und ist geeignet, dieses Desiderat ein Stück weit zu erfüllen. Federführend war Peter Niederhäuser, der eine ausgewogene biographische Übersicht beisteuert, in der er als ausgewiesener Kenner des nordostschweizerischen Adels einen besonderen Akzent auf die Bedeutung von Hugos familiärem Hintergrund setzt. Den darauf folgenden Aufsätzen merkt man ebenfalls an, daß ihre Autorinnen und Autoren profunde Kenner der jeweiligen Materie sind; obwohl die Beiträge durchweg angenehm zu lesen und für ein breiteres Publikum gut zugänglich sind, erfüllen sie einen hohen wissenschaftlichen Standard. Andreas Bihrer umreißt die strukturellen Probleme des Hochstiftes, mit denen Hugo konfrontiert war, und widerlegt dabei das geläufige Klischee eines linearen, unaufhaltsamen Niederganges im Spätmittelalter. Sabine Arend wählt einen ökonomischen Zugriff auf die zeitgenössischen Landpfarreien, indem sie deren Einkünftestruktur und Belastung durch die bischöfliche Besteuerung untersucht. Die folgenden Beiträge von Sabine Arend und Rainer Henrich behandeln die Einführung der Reformation in Konstanz und Zürich, wobei das Verhältnis Hugos zur Zürcher Reformation hier zum ersten Male überhaupt näher fokussiert wird. Mit der zeitgenössischen Wahrnehmung Hugos befasst sich Pia Eckhart, wobei sie die noch immer unbefriedigend erschlossene Konstanzer Chronistik des 16. Jahrhunderts auswertet. Welche Bedeutung die Kunst und die Architektur für Hugo besaßen, zeigt schon die Gewichtung des Bandes, dessen zweiter Teil vorwiegend die Kunst- und Baugeschichte im

Umfeld des Bischofs behandelt. Dort findet sich die Masse der Illustrationen; die Schwarz-weißreproduktionen fallen überwiegend gut aus, die Farbtafeln sogar sehr gut. Silvia Volkart umreißt Hugos Rolle als Mäzen und Bauherr; auf seine Veranlassung entstanden Zimelien wie der Hohenlandenberg-Altar (heute in Karlsruhe) oder sein vierbändiges Missale (heute in Freiburg). Der Beitrag Rudolf Gampers über die Bücher Hugos hält zwei Überraschungen bereit: In Hugos frühen Vorlesungsnachschriften zeigt sich einmal seine menschlich-persönliche Seite, indem der etwa Zwölfjährige die ernsten kirchenrechtlichen Materien mit phantasievoll verzierten Buchstaben durchbrach. Als Bischof setzte Hugo konsequent auf den Buchdruck als Medium für seine Reformbemühungen. Den Band beschließen Miscellen über die „Orte des Bischofs“, nämlich das von Hugo zur Residenz ausgebaute Schloss Arbon; Hugos Vaterhaus, das Schloss Hegi bei Winterthur; das von Hugo erbaute Schloss Markdorf; die Meersburg, die unter Hugo ihre markante Außengestalt mit den drei Rundtürmen erhielt; die Gred in Meersburg und die Kornschütte in Schaffhausen als Beispiele für Wirtschaftsbauten Hugos; die Kirche von Turbenthal, die wohl auf Initiative Hugos entstand und seiner Familie als Grablege diente; die auf Veranlassung von Hugos Bruder Ulrich von Landenberg reich ausgestattete Kirche Wiesendangen. Der Stand der baugeschichtlichen Erforschung ist bei den schweizerischen Objekten meist deutlich besser als bei den deutschen. Ein feines Buch, dem der Rezensent zweierlei wünscht: erstens, dass es die große Zahl an Lesern finde, die es verdient; und zweitens, dass die vielen spannenden Fragen, die nur angerissen werden konnten (z. B. Benedikt Zächs Bemerkungen zur Münzprägung Hugos), künftig ebenso kompetent weiter verfolgt werden.

Konstanz

Harald Derschka

*Miriam Rieger: Der Teufel im Pfarrhaus. Gespenster, Geisterglaube und Besessenheit im Luthertum der Frühen Neuzeit, Stuttgart: Franz Steiner 2011 (Friedenstein-Forschungen 9), 328 S., ISBN 978-3-515-09869-4.*

Dies ist eine Erfurter Phil. Diss. bei Martin Mulsow und Jörg Rüpke, also bei den Frühneuzeithistorikern. In älteren Tagen hätte man ein solches Thema zum „Deutungsmuster Gespenst“ bei den Erzählforschern der germanistischen Volkskunde erwartet, die sich damit als Motiv- und Gattungspänomen in der „Enzyklopädie des Märchens“ (s. v. Teuffelliteratur) und als Forschungsprojekte zum Okkul-

ten seit der Aufklärung immer noch erfolgreich beschäftigen. Heute hat der ethnological turn mit gutem Grund das Konfessionalismus-Paradigma erreicht und zwar unter Überspringen der bei unseren Historikern nie besonders beliebt gewesen, weil französischen Mentalitätsforschung. Hier aber tut sich nun ein fruchtbares Feld auf, nämlich die kulturprägenden Zusammenhänge von Konfession und Lebenswelt zu beobachten und zwar an Hand des Geisterglaubens, wie das in England (der Region geradezu nationalspezifischer Spukgeschichten) mit einer speziellen Gespensterforschung schon seit den siebziger Jahren geschieht. Die neuere deutsche Literaturwissenschaft betreibt für das 18. Jahrhundert seit längerem kulturwissenschaftliche Melancholieforschung, das heißt das Beobachten der literarischen Folgen von aufgeklärten wie aufklärungskritischen Auseinandersetzung mit zeittypischen medizinischen Phänomenen. Man stellt heute dem seinerzeit beginnenden rationalen Verständnis die nicht zu übersehende und darum ernst zu nehmende Existenz sogenannt wilden Denkens gegenüber.

Bei den Gespenstergeschichten und deren zeitgenössischen Deutungen geht es vor allem um Erscheinungen, Diskussionen und konfessionelle Zuordnungen (hier zum Luthertum) vornehmlich des 17. Jahrhunderts und daher insgesamt um die vernachlässigte protestantische Frömmigkeitsgeschichte, das heißt Beobachtungsmöglichkeiten von praxis pietatis im Einvernehmen mit oder im Gegensatz zur orthodoxen kirchlichen Lehre. Wenn also die Erzählforscher auf Motivsuche gehen, die Literaturhistoriker kulturspezifisches Kognitionsverständnis entdecken, die traditionellen Kirchenhistoriker einen großen Bogen um dies alles machen und die Religionskundigen des Christentums nach übergreifenden ideengeschichtlichen Zusammenhängen fahnden, dann geht die Autorin Miriam Rieger als Frühneuzeithistorikerin erst eigentlich zur Sache. Es handelt sich nämlich nicht, wie im vorigen Jahrhundert mehrfach in unterschiedlichen Disziplinen formuliert, um „katholische Reste oder Überbleibsel/Relikte“ im Luthertum. Die Autorin formuliert trefflich: „Wie verbindlich eine theologische Doktrin wird, hängt von vielen Faktoren ab, von großen kirchenpolitischen Umbrüchen wie von lokalen Konstellationen, schließlich auch von individuellem Handeln zwischen Gehorsam, Missverständnis, Eigennutz, Verweigerung“ (S. 29f.).

Das Buch ist in vier Großkapitel eingeteilt, die sich an quellenmäßig gut belegte Fallbeispiele anschließen. 1. Aktualisierung des lutherischen Gespensterglaubens (zu einem Ge-